

MISEREOR
IHR HILFSWERK

Wir sind
Partner

Straubinger Tagblatt
Landshuter Zeitung



Arbeiten im giftigen Dunst der Müllkippe

Auf Nairobis größter Müllhalde suchen 3000 Menschen nach Verwertbarem – Misereor unterstützt Bedürftige

Von Uta Jungmann

3000 Menschen arbeiten auf der Müllhalde Dandora in Nairobi. Die Ärmsten der Stadt können dort ihr Geld verdienen und damit überleben. Doch die Kippe macht sie krank, und viele Leute in den Slums ebenfalls. Im kirchlichen Kutoka-Netzwerk und mit einem Recyclinghof ringen Menschen um ihr Recht auf Leben und Arbeit im Slum.

Es qualmt, es stinkt: Grau ziehen die Schwaden aus dem Müll, schwarz ragen Rauchsäulen hoch. Wie ein teuflischer Berg quillt die Müllhalde Dandora aus den Slums von Nairobi empor. Ihr Rauch weht immerzu über die 900 000 Menschen der Gegend hinweg, verstopft die Nase und brennt in den Augen. Ihr Dreck trieft durch das Wasser der Slums. Doch so sehr die Leute den Müll hassen, so sehr sind viele auf ihn angewiesen. „Unsere Kinder wollen essen: Dafür müssen wir Plastik und Papier an Recycler verkaufen“, sagt Benta Anyango, eine von rund 3000 Müllsammlern auf Dandora. Die Halde ist eine der größten Müllkippen Afrikas, und die gewaltigste, die Kenias Hauptstadt Nairobi für den Abfall ihrer vier Millionen Einwohner hat.

Mit bloßen Händen fasst Benta in den Müll. Sie wühlt zwischen Lumpen, abgenagten Maiskolben und fauligen Obstschalen nach Altglas oder Dingen aus Plastik wie gebrauchten Zahnbürsten. Hunderte Fliegen kreisen um ihre Sammelsäcke; zwei haben sich auf ihr Auglid gesetzt. Benta vertreibt sie längst nicht mehr. Sie ist froh, als sie nacheinander drei Bierflaschen aus dem Müll zieht und mit Wucht in ihrem Sack zerhaut. „So passt mehr hinein“, sagt die 29 Jahre alte Frau im fleckig-braunen Rock.

Gewaltsame Kontrolle

Die Gebühr kassiert eine Clique, die sich Mungiki nennt. Der sektenähnliche Trupp kontrolliert den Abfallberg dort, wo die Stadtverwaltung Nairobis wegschaut, und ersetzt die staatliche Ordnung mit seiner Gewalt. Anne geht denen lieber aus dem Weg: Auch wenn am Rand eher das Altpapier liegt, das schwer zu tragen ist und nicht so viel bringt. „Aber drinnen sammeln die Leute in Gruppen“, entgegnet sie, „und keiner weiß, was er abends von den Mittelsmännern kriegt.“

Das Gezänk darum klingt Joseph Ndinya noch in den Ohren. Doch er hatte keine Wahl: Wegen der Geldnot in seiner Familie musste er mit 16 Jahren die Schule abbrechen, fand aber keinen Job. „Mit 18 bin ich mit einem Freund auf den Müll“, berichtet der 23 Jahre alte Mann. Er hat mitten auf der Halde gearbeitet: Dort, wo Bagger immer neue Wege für die rund 500 Laster täglich freischaufeln und sich Abfall in immer höheren Bergen schichtet. Neonröhren, Negativfilme und Handyreste liegen da ebenso herum wie Dosen, Haarteile und ein Paar Silberpumps. „Scheint die Sonne lange genug darauf, entzündet sich der Müll von selbst“, bemerkt Joseph. „In seinem Rauch sind viele Gifte, etwa Quecksilber und Kadmium.“ Trotzdem verbrennen die Sammler Abfall, um Platz für ihre Lager zu schaffen.

Doch der Qualm verjagt nicht einmal die Marabus: Kahlköpfige Storchenvögel, die durch den Unrat staksen und gierig Essensreste verschlingen. Grunzend fressen auch einige Schweine im Müll. Inmitten der Tiere verschwinden die Menschen fast – sie sind kleiner als die



Zwischen Marabus und Schweinen: 3000 Menschen arbeiten auf und leben von der Müllhalde Dandora. Menschenwürdig?

Marabus, wenn sie sich bücken, um Verwertbares aus dem Abfall zu klaben. Doch so durcheinander alles wirkt, so geordnet arbeiten die Sammler und stapeln ihre Funde nach Wertstoffen getrennt auf. „Für andere ist es Abfall, wir sehen den Nutzen“, sagt Joseph stolz. „Keiner verwertet besser als wir.“ Die Arbeiter verlassen die riesige, menschliche Sortieranlage nicht mal zum Essen: Für ein paar Cent verkaufen Frauen dort Maisbrei mit Bohnen aus weißen Bottichen. Im Abfall sitzend, löffeln die Arbeiter. Nur gesund sind Essen und Arbeiten auf dem Müll nicht: Joseph ist nach drei Monaten krank geworden. „Ich habe Blut gespuckt und schwer Luft gekriegt“, berichtet der junge Mann. „Ich war oft zu Hause und verdiente nichts.“ Sein Verdacht, dass die Halde Dandora den Menschen schadet, hat sich wissenschaftlich bestätigt: Eine Studie des Umweltprogramms der Vereinten Nationen (UNEP) aus dem Jahr 2007 belegt, dass die Hälfte von 328 untersuchten Kindern in der Umgebung hohe Bleibelastungen im Blut hat. Chronische Bronchitis und Asthma kommen hinzu. Oder, wie Joseph es übersetzt: „Älter als 45 Jahre wird von den Müllsammlern kaum einer.“

Deshalb war er froh, als ihn Leute aus seiner Pfarrei St. John gefragt haben, ob er auf einen kleinen Recyclinghof wechseln will. Die Kirchengemeinde im Slum Korogocho hat den Mukuru-Hof am Rand der Halde ins Leben gerufen; die Arbeiter betreiben ihn selbst. Joseph stellt

dort Briketts aus Papierbrei her. Andere mahlen Plastikflaschen klein und bündeln Karton, bevor die Laster der Vertragsfirmen das Material abholen. „Unsere Jobs sind sicher, und ich werde kaum krank“, lobt Joseph. Wenn doch, schätzt er die kostenlosen Besuche bei der Krankenstation. „Geht es uns schlecht, schickt der Pfarrer uns zum Doktor“, sagt der Arbeiter. Auf dessen Rat isst Joseph mehr Avocado und trinkt Milch. „Wenn das Geld dafür reicht“, schränkt er ein.

Auch Sammlerin Anne will über die Gefahren lieber nicht so genau nachdenken. „Mein Kreuz hat sich ans Rücken gewöhnt; dann gewöhnt sich mein Körper auch an den Rest“, wehrt die 30 Jahre alte Frau ab. „Ich will, dass meine drei Kinder überleben und zur Schule können: Und wenn das mit der Arbeit auf dem Müll geht, bin ich eben hier.“ Fest klopft sie mit einer Eisenstange auf die Hälse von Bierflaschen ein. Die Scherben bersten heraus; sie klabt verklebte Plastik- und Aludeckel auf. „Als daheim das Land meiner Eltern nicht mehr alle ernährte, musste ich mit meinen Kindern in die Stadt, wo schon andere aus unserem Dorf waren“, fügt die drahtige Frau hinzu. „Ich habe die Schule abgeschlossen und kann Englisch: Aber das können viele hier – und am Ende des Tages brauchen wir etwas, das uns den Magen füllt.“

Als Näherin in einer Textilfabrik konnte sie sich dessen nie sicher sein. „Gab es eine Woche keine Aufträge, bekamen wir kein Geld“, be-

richtet sie. „Auf dem Müll habe ich abends immer etwas in der Hand – für das Schulgeld, die Hüttenmiete und unser Essen.“ Zudem hat sie sich mit zwei Frauen angefreundet.

Als die Frauen fertig sind, schultert Anne ihren Sack und schleppt ihn Richtung Waage. „Noch ein Vorteil vom Sammeln beim Mukuru-Hof“, sagt sie und grinst. „Ich muss meine Sachen nicht so weit zum Händler tragen.“ Anne würde auf dem Gemeinde-Hof gerne fest arbeiten. „Aber dafür bin ich zu spät gekommen“, bedauert sie. „Alle 40 Stellen sind schon besetzt.“ Wenigstens zählt Anne zu den 300 Sammlern der erweiterten Hofgemeinschaft. „Wir sind hier wie eine Familie“, vergleicht sie. „Wenn mein Kind krank wird, leiht der Kassenwart mir Geld für Medizin.“

Jobs aus dem Müll

Joseph und seine Kollegen vom Hof gehören zudem der Müll-Gruppe im Kutoka-Netzwerk an. Die katholischen Comboni-Missionare im Slum Korogocho haben es mit anderen Gemeinde-Vorständen in den Elendsvierteln gegründet: Zusammen mit den Bewohnern wollen sie die täglichen Probleme im Slum angehen. Die Aktivitäten vieler Gruppen – von Musik, über Sport bis zu politischer Arbeit – sollen ein besseres Leben in ihren Vierteln schaffen. Das Netzwerk wird von Misereor gefördert und hat in acht Jahren rund 700 Mitwirkende gewonnen. „Wir haben auch ein interreligiöses

Komitee gegen die Müllkippe“, sagt Priester John Webootsa von St. John, der Koordinator des Netzwerks. „Ob christliche Gemeinden oder Moslems – die Sorge um die Gesundheit ihrer Leute teilen alle.“ Zumal die Kippe seit 30 Jahren betrieben wird, vor neun Jahren offiziell für voll erklärt wurde und dennoch bis heute jeden Tag mit 2000 Tonnen Abfall beladen wird.

Deshalb hat das Netzwerk nun eine Kampagne angestoßen: „Stopp Dumping Death on Us“ heißt sie – „hört auf, Tod auf uns zu kippen“. Ihr Ziel: Eine Verlagerung der Müllkippe an den Stadtrand von Nairobi, mit Schaffung von Sortierstationen, einer Verbrennungsanlage und Arbeitsplätzen unter geschützten Bedingungen. „Damit verbunden ist die Frage, was aus den vielen Leuten hier wird“, bemerkt Pater John. Nur ein Teil würde in der neuen Anlage noch gebraucht. „Deshalb müssen für die anderen vorher Jobs in ihren Vierteln geschaffen werden“, ergänzt er. „Zum Beispiel bei der Säuberung und dem Abbau der alten Kippe oder im Handwerk, beim Gemüseanbau und auf dem Markt.“

Wenigstens zum Essen reicht es heute für Anne und Benta: Die zwei Frauen treffen sich an der Waage, wo ihre Erträge gemessen, notiert und danach an der Kasse in klingende Münze umgewandelt werden. Nach acht Stunden Arbeit auf dem Müll geht Anne mit 180 kenianischen Schilling, rund 1,80 Euro, nach Hause, und Benta mit 2 Euro. „Ich mache jetzt den Kindern noch ihren Bohneneintopf“, sagt sie. „Dann gehe ich schlafen, ich bin so müde.“ Der nächste Tag ist Sonntag, ihr freier Tag. „Da gehe ich in die Kirche“, plant Benta. „Ich bete zu Gott um Hilfe für unser Leben.“ Jemand anderen, den sie fragen könnte, gibt es ja nicht.



Der zwölfjährige Marc hilft seiner Mutter Benta regelmäßig beim Sammeln auf der Müllkippe.

(Fotos: KNA)

MISEREOR
IHR HILFSWERK
Danke für Ihre Spende!

Pax-Bank Aachen
Kto-Nr. 10 10 10 - BLZ: 370 601 93
Stichwort: S 07032

ZEITUNGSGRUPPE
Straubinger Tagblatt / Landshuter Zeitung

Nairobi: 60 Prozent der Leute leben in Slums

In Nairobi gibt es mehr als 200 Slumsiedlungen, wobei Korogocho zu den größten gehört. Rund 60 Prozent der Bevölkerung Nairobis drängen sich in den Slums, die nur fünf Prozent der Fläche im Stadtgebiet ausmachen. Der Not und Gewalt dort begegnet das Kutoka-Netzwerk auf verschiedenen Ebenen: Zum einen mit Aktivitäten für die Slumbewohner, in denen sie sportlich, musikalisch, sozial und politisch tätig werden können. Zum anderen setzt sich das Netzwerk mit seiner Lobbyarbeit für die Interessen der Bewohner ein, etwa für die Schließung der verseuchten Müllhalde Dandora. Initiativen wie der Recycling-Hof Mukuru schaffen zudem Arbeitsplätze. Das Netzwerk wurde 2002 von Comboni-Missionaren als Zusammenschluss katholischer Pfarreien und Einrichtungen in den Slums gegründet; seine Arbeit wird von Misereor unterstützt.

Redaktion: Ute Wessels
u.wessels@straubinger-tagblatt.de